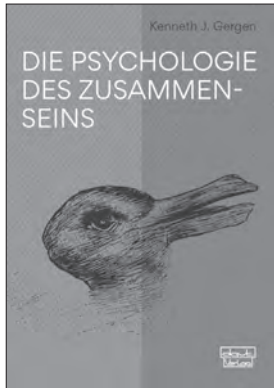


Kenneth J. Gergen (2021)

Psychologie des Zusammenseins

Tübingen: dgvt-Verlag



Wir betrachten Menschen in der Regel als Individuen, die Motive und Intentionen haben (bewusst oder unbewusst) und ihr Verhalten danach ausrichten. Wir halten uns für Subjekte, die auf die Welt zugehen und Beziehungen eingehen, die uns nutzen oder schaden können. Wir glauben, dass wir eine Persönlichkeit haben, einen Kern, der uns ausmacht. Zudem neigen wir dazu, zu glauben, dass es

allgemeine Regeln der Vernunft gibt, nach denen wir uns ausrichten können und hiermit einhergehend auch eine moralische Position entsteht, die eingenommen werden sollte. Die meisten psychotherapeutischen Verfahren behandeln entsprechend den einzelnen Menschen. Sie gehen davon aus, dass etwas in seinem Kopf nicht stimmt. Je nach therapeutischer Ideologie wird dann versucht, das Verhalten umzuprogrammieren, Blockaden in den unbewussten Prozessen aufzulösen oder durch Medikamente die neurochemischen Prozesse des Gehirns zu verändern, so dass die gestörte Persönlichkeit, das zu schwache Ich oder die fehlgeleitenden Programme der Psyche wieder repariert sind. Fragen nach Religion und Spiritualität passen in das hiermit einhergehende Menschenbild nicht mehr so recht hinein. Die Vorstellung von Hingabe, Zugehörigkeit oder Verbundenheit mit etwas Größerem gehört nicht zu einer Welt, die nur die Selbstbezogenheit von Individuen kennt. Sie werden bestenfalls instrumentell, etwa im Hinblick auf den Nutzen für das Ich-Selbst behandelt.

Die Arbeiten des Psychologen Kenneth J. Gergen, bekannt geworden unter dem Paradigma des sozialen Konstruktivismus, kreisen seit mehr als 50 Jahren darum, uns aufzuzeigen, dass die erkenntnistheoretischen Annahmen, die zu den oben benannten Positionen führen, nicht nur falsch sind, sondern mit einer spezifischen Art von Entfremdung einhergehen, die den modernen Menschen auszeichnet.

Unter dem Titel „Psychologie des Zusammenseins“ ist Kenneth J. Gergens wichtiges Buch „Relational being: beyond self and community“ nun Dank der Übersetzung von Thorsten Padberg auch auf Deutsch erschienen. In diesem Spätwerk werden die unterschiedlichen Fäden und Facetten seines umfassenden Werks in verständlicher Weise zusammengeführt. Die mehr als 400 Seiten lesen sich leicht, denn sie sind durch eine Vielzahl von Anekdoten, oftmals aus Gergens persönlicher Lebensgeschichte, durchsetzt. Zugleich behandeln sie schwierigen Stoff: Es geht um nicht mehr und nicht weniger als die Wissenschaft vom Menschen relational zu denken und zu begreifen und auf

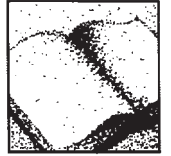
diese Weise auch an das Anliegen der großen spirituellen Traditionen rückzubinden, also den Menschen wieder zurück auf den heiligen Pfad der offenen Beziehungen zu sich und seiner Mitwelt zurückzuführen.

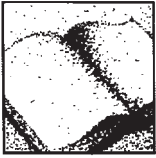
Ob dieses Anliegen gelingt, muss jede*r Leser*in selbst entscheiden. Auch dies wird davon abhängen, in welchen Relationen er oder sie sich befindet. Es wird von dem jeweiligen Selbst- und Weltverhältnis (Vogd 2018) abhängen, von ihrer bzw. seiner eigenen Beziehungsgeschichte, wie er oder sie mit dem profunden Wissen und den hieraus erwachsenen Weisheiten in Relation treten wird. Trifft das Buch auf einen bereits etablierten Beziehungsraum, der mit den formulierten Gedanken, Befunden und Einsichten leicht in Resonanz geht? Oder löst es Widerwillen oder gar Ablehnung aus, weil es mit der Denk- und Wissenstradition und den hiermit einhergehenden erkenntnistheoretischen Annahmen der Leser*innen bricht?

In diesem Sinne sind auch die folgenden Ausführungen Ergebnis von Beziehungen, konkret von einem Dialog, in dem ich mich in Koproduktion mit diesem Buch als Schreiber und Rezensent hervorgebracht habe. Gerade im Sinne von Kenneth Gergen kann und darf der vorliegende Text nicht als eine individuelle Leistung eines einsamen Autors verstanden werden. Er verdankt sich vielmehr einem Beziehungsraum geteilter Erwartungen. Dies fängt schon damit an, dass ich mit den Menschen, die mich um die Rezension gebeten haben, bereits in bestimmten Formen von Beziehung verwickelt bin. Unsere gemeinsamen Erfahrungen und Gespräche haben mich in einer bestimmten Art und Weise formatiert zu empfinden, zu denken und zu schreiben. In anderen Kontexten würde ich anders formulieren und andere Worte als angemessen erleben.

Der Beziehungsraum und die hieraus erwachsenen Inhalte sind also bereits aufgespannt, bevor ich die ersten Worte geschrieben habe. Damit ist auch mein Lesen und Verstehen formatiert. Ich bin tolerant und wohlwollend, weil ich mich bereits in einem Raum des „Wir“ befinde, bevor ich überhaupt eine Seite von dem zu rezensierenden Buch gelesen habe. Nicht zuletzt enthält das Werk einige Trigger – etwa die schönen Referenzen auf die Philosophen Butler, Heidegger, Whitehead, auf den immer wieder großartigen Wittgenstein sowie die von mir geschätzten kybernetischen Denker Bateson und v. Foerster. Auch dies versetzt mich in einen bestimmten Beziehungsraum, zumal ich an ähnlichen wissenschaftlichen Themen arbeite, gerne auf die gleichen Autoren verweise – und übrigens wie Gergen, den Philosophen John Searle als meinen intellektuellen Gegner ansehe. Auch wenn ich Gergen nicht persönlich kenne, sind wir damit auf der gleichen Seite. Wir sind sozusagen „Freunde“. All dies zusammengenommen: Ich bin schon längst auf wohlwollenden Dialog eingestimmt, nicht auf Monolog, nicht auf nüchterne bürokratische Gutachter Tätigkeit und schon gar nicht auf Konfrontation.

Es bleibt also nichts anderes zu tun, als mich dem hiermit einhergehenden intellektuellen Fluss hinzugeben, also meinen Text zu diesem Buch zu schreiben und mich dabei (freudig) als mich selbst zu empfinden, obwohl ich die Empfindungen, die ich gerade spüre, nicht mir selbst verdanke, sondern den Beziehungen, in die ich (dankenswerterweise) verwickelt worden bin.





Ausgangspunkt von Gergens „Psychologie des Zusammen-seins“ ist der Befund, dass Relationen fundamentaler sind als Individuen. Was für die moderne Physik mehr und mehr zum Common Sense wird - Entitäten sind nicht isoliert von den Relationen zu sehen, die diese konstituieren (Esfeld 2004) -, gilt auch für das menschliche Selbst. Das Selbst ist keine Entität, sondern ein Verhältnis, ein Selbstverhältnis, das Ausdruck eines Weltverhältnisses ist. Damit muss der Begriff der Relation als umfassender angesehen werden, als der der Beziehung, denn letztere könnte noch als ein Verhältnis „zwischen ansonsten voneinander unabhängigen Individuen“ verstanden werden.

Gergen verweist demgegenüber auf den fundamentalen „Prozess der Koordination, der dem ganzen Konzept des Selbst vorausgeht“ (S. 25). Das, was wir in „Ko-Aktion und Ko-Kreation“ (78ff.) miteinander machen, erschafft erst den Beziehungsraum, in dem dann auch die uns vertrauten Identitäten ausflagen. Da diese Ko-Kreation je nach Art der Beziehung eine andere ist, darf der Mensch keineswegs als ein Individuum (als unteilbare Persönlichkeit) angesehen werden. Er stellt vielmehr ein „Multividuum“ dar, das je nach Beziehungskonstellation anders handelt, denkt, spricht und fühlt. Wir sind keine Akteur*innen, die (mehr oder weniger bewusst) ihre Rolle einnehmen. Vielmehr müssen Rollen ihrerseits als eine jeweils spezifische Beziehungskonstellation angesehen werden. Man hat sich an eine spezifische Praxis gewöhnt, die hier oder dort üblich ist. Je nach Kontext ist es dabei opportun (oder auch nicht) von „meinen Gefühlen“, „meinen Motiven“, „meinen Absichten“, „meinen Gedanken“ zu sprechen. Gergen - von der Philosophie Ludwig Wittgensteins geschult - zeigt überzeugend auf, dass die Verwendung psychologischer Begriffe (etwa das Sprechen von Intentionen oder Gefühlen) auf bestimmten Sprachspielen beruht. „In vielerlei Hinsicht findet sich ‚das individuelle Selbst‘ nicht in der Natur, sondern in der Sprache“ (S. 77). Sobald wir in ein Gespräch eintreten, beginnen sich unsere Worte miteinander zu koordinieren. Dies „führt automatisch zu Regelmäßigkeit. Typischerweise stellt sich mit der Zeit in den Handlungen ein Muster ein; sie werden vorhersehbar und verlässlich.“ Denn „Worte dienen nur dann zur Kommunikation, wenn man sich an die Gepflogenheiten hält“ (S. 88), also das tut, was den jeweils spezifischen Beziehungsraum aufrechterhalten lässt. Auch das „Vokabular des Psychischen“ leitet sich damit „aus einer bestimmten Beziehungstradition ab“ (S. 115). Man wird emotional, nennt bestimmte Gründe, weil es in bestimmten Beziehungen und der hiermit einhergehenden Kultur eben so gemacht wird. Emotionen, Motive und Absichten sind damit also keineswegs in den Tiefen des Subjekts begründet. Vielmehr leitet sich das Vokabular des Psychischen aus einer bestimmten Beziehungstradition ab“ (S. 115). Damit haben wir die „Psyche“ und das „Selbst“ ihrerseits als „Tätigkeit in einer Beziehung“ zu verstehen. Sie stellen keine unabhängigen, isolierbaren Entitäten dar, sondern erschließen nur als „relationale Performance“ (S. 130). Freilich haben Menschen damit je nach Beziehungskonstellation auch andere Emotionen, Empfindungen, Motivationen, Gründe - und auch ein anderes Gedächtnis. Um es mit Peter Fuchs (2010, S. 304) zu formulieren: „Das psychische System“ des Menschen, „das SELBST einbegriffen, ist nicht eine Intimität, sondern randlose Extimität, in der durch Sozialisation unter unendlich vielem anderen auch die Selbstbeschreibung

als Intimität verfügbar wird“ wie auch „das Erleben eines Körpers etwa“.

So ungewöhnlich und herausfordernd diese Thesen auf den ersten Blick auch sein mögen, für viele (sozial-)psychologische Fragestellungen haben sie eine wesentlich höhere Erklärungskraft als individuumszentrierte Konzepte. So wird etwa verständlich, warum Menschen auch dann den Wahrheiten, die von ihrer Gruppe verkündet werden, treu bleiben, wenn sie offensichtlich falsch sind (man denke etwa an die Republikaner im Anschluss an die Wahlfälschungsbehauptungen von Donald Trump). Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive heißt „wahrhaftig“, dass etwas in einem bestimmten Beziehungsraum als „richtig“ und „angemessen“ empfunden wird. Nur im Sonderfall bestimmter wissenschaftlicher Sprachspiele, wird logische Konsistenz als notwendiges Kriterium vorausgesetzt, um etwas als „wahr“ betrachten und empfinden können.

Hiermit wird auch verständlich, warum Menschen - auch wenn sie es eigentlich gar nicht wollen -- so viel lügen. Unter der Voraussetzung, dass wir zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Beziehungsformen leben, diese jedoch untereinander in Hinblick auf die mit ihnen realisierten Werte, Gefühle und Wahrheiten nicht kompatibel sind, erscheint die Lüge als die einzige Möglichkeit, die Wahrheiten unterschiedlicher Beziehungsräume gleichzeitig aufrechtzuerhalten: „Lügen werden immer dann möglich, wenn einer der Beteiligten sich zu einer alternativen Realität hingezogen fühlt und dies aus dem Wunsch, niemanden verletzen oder bestrafen zu wollen, geheim hält. Der*die Lügner*in versucht damit in zwei Welten des Guten und Wahren gleichzeitig zu leben“ (S. 227).

Die relationale Perspektive wirft auch neues Licht auf die Problematik des Fremdverstehens. Aus phänomenologischer Sicht kann es keinen Zugang zur Subjektivität eines anderen Menschen geben. „Daher würden wir“, so Gergen, „einander nie verstehen können, wenn Verständnis ein Produkt zweier Subjekte wäre“ (S. 236). Sobald wir jedoch begreifen, dass es nicht um die Innerlichkeit eines anderen Menschen geht, sondern um geteilte Praxis, löst sich das Problem: „Einander zu verstehen bedeutet, unsere Handlungen nach Maßgabe der konventionellen Szenarien unserer Kultur aufeinander abzustimmen. Verständnis scheidet nicht an der Unfähigkeit, die Essenz der Gefühle eines anderen zu erfassen, sondern an der Unfähigkeit, an dem Szenario teilzunehmen, zu dem der andere einlädt“ (S. 237).

Man geht in einer gewissen Weise miteinander um, sucht nach der für die hiermit einhergehenden Sprachspiele angemessenen Tonalität, um damit gemeinsam auch den emotionalen Raum aufzubauen, der „Verstehen“ heißt. Der eigentliche Zauber besteht also darin, miteinander eine geteilte Praxis aufzubauen - nicht mehr und nicht weniger.

Dies hat freilich auch Konsequenzen für die Wissenschaft der Psychotherapie. Auch die psychotherapeutische Behandlung muss nun vor allem relational begriffen werden. Wie bereits Merleau-Ponty (1974, S. 516f.) erkannt hat, heilt die psychoanalytische Behandlung nicht, indem „sie den Kranken seiner Vergangenheit bewußt werden läßt“, sondern „vor allem“ weil

sie „durch die Bindung des Patienten an seinen Arzt“ ein neues „Existenzverhältnis“ erschafft.

Dies gilt, wie Gergen aufzeigt, für alle Therapieverfahren. Verhaltenstherapien, Gesprächstherapien, buddhistische Gruppen, Selbsthilfegruppen etc. helfen nicht deshalb, weil sie über eine tiefere Wahrheit verfügen oder das richtige Konzept haben. Sie heilen, weil sie auf jeweils unterschiedliche Weise einen „relationalen Kontext“ herstellen, der für die teilnehmenden Menschen einen neuen Beziehungsraum erschafft. In „Ko-Aktion“ und „Ko-Kreation“ (S. 78ff.) können sie hierdurch auf eine andere Weise ‚sie selbst‘ werden. Dies erhellt den schon lang bekannten Befund der Psychotherapieforschung, dass es weniger darauf ankommt, welches psychotherapeutische Verfahren angewendet wird, sondern ob der*die Therapeut*in engagiert in Beziehung tritt - was dann vor allem Anfänger aber auch wieder alte, erfahren Therapeut*innen tun, die sich mit der Zeit von ihrer therapeutischen Ideologie gelöst haben (vgl. Grawe 2000).

Im letzten Teil seines Buches beschäftigt sich Gergen ausführlich mit Fragen von Moral, Verantwortung und Spiritualität. Moral erscheint dabei zunächst - ganz im Sinne von Hegels Konzept der Sittlichkeit - als das, was innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft als „gut“, „richtig“ und „angemessen“ gilt. Unser ethisches Verhalten erscheint damit vor allem dadurch geprägt, welche Beziehungen wir leben. Wir mögen zwar „zahlreiche und widerstrebende Anlagen“ in uns tragen, „die als gut und böse eingestuft werden können“, „dennoch erreichen die wenigsten davon unser Bewusstsein“. Dies geschieht jedoch nicht weil, wir sie abwehren und unterdrücken, oder bewusst eine bestimmte moralische Haltung einnehmen. Es geschieht „weil sie schlicht irrelevant für die Konfluenz unserer täglichen Aktivitäten sind. Jemand kann über Morde lesen und dadurch ein Modell für solche Taten erhalten. Man weiß jetzt, wie es geht. Gleichwohl hat man selten die dazugehörigen Beziehungen (z.B.: Straßengangs, die Mafia), in denen Mord eine naheliegende Option darstellt“ (S. 208).

Mit der relationalen Perspektive taucht freilich die Herausforderung des Relativismus auf: Wenn es verschiedene Kulturen und Praxisgemeinschaften gibt, dann gibt es keine absoluten Kriterien von gut und schlecht.

Gergen schneidet die hiermit einhergehende Problematik jedoch aus der relationalen Perspektive anders an, als die gängigen Positionen einer Moralphilosophie, die immer noch zu allgemeingültigen Werten zurückfinden will: Sobald wir Moral nicht mehr als abstraktes philosophisches Problem verstehen, sondern als Ausdruck einer verkörperten Beziehungspraxis, ist nicht mehr die „fehlende Moral“ das Problem, sondern der Umgang mit „voneinander abweichende[n] Moralvorstellungen“ (383ff.). Wir brauchen keine Angst zu haben, dass die Moral verschwindet - in jedem unserer Beziehungsräume werden ja weiterhin die Regeln darüber erschaffen, was als gut, wahr, schlecht oder falsch empfunden wird. Das Problem liegt für Gergen vielmehr in einem Zuviel an Moral, genauer: dem destruktiven Aufeinandertreffen von Gruppen, für die jeweils etwas Anderes gut und schlecht ist (man denke etwa an die Auseinandersetzungen zwischen Liberalen und religiösen

Fundamentalisten). Die eigene Moral kann dann leicht zu einer fundamentalen Negation fremder Gruppen führen, was schnell in „Aggression, Unterdrückung“ oder gar „Genozid eskalieren“ kann, um damit jegliche Form der Beziehung zu verhindern, also damit „das Ende jeglicher Bedeutung einzuläuten“ (S. 393).

Gergen sieht den Ausweg in der Praxis einer „Moral zweiter Ordnung“. Gemeint ist hiermit, nicht mehr für einen spezifischen Wert einer Gruppe, sondern für die Bedingung der Möglichkeit menschlicher Relation selbst einzutreten. Es bedeutet für „Beziehungen Verantwortung zu tragen“ und hierdurch „den Prozess der gemeinsamen Bedeutungsschöpfung aufrechtzuerhalten“ (S. 392). Da dies keine abstrakte philosophische Übung darstellt, sondern nur als relationale Praxis funktioniert, gilt es „dialogische Techniken“ zu finden, die „den Fluss der Bedeutungserzeugung wieder herstellen“ (S. 419). Gergen nennt als Beispiele, etwa in Kapitel 6, die „restaurative Justiz“, die „narrative Mediation“, ebenso aber auch „Praktiken“, welche dem Menschen „ihre Umwelt auf nachhaltige Weise näherbringen.“

Bei all diesem handelt es um dialogische Praktiken, deren Wert die Beziehung selber ist: „All diese Handlungen sind Vollzüge einer Moral zweiter Ordnung - eine Wiederbelebung der Beziehung zwischen den Beziehungen. Ihnen wohnt heiliges Potential inne“ (S. 419). Sie generieren einen „religiöse[n] Bereich“, insofern wir hierunter entsprechend dem lateinischen „religare“ etwas verstehen, was verbindet oder wieder bindet (S. 397).

Die Beziehung selbst entzieht sich jedoch - hier bleibt Gergen dem Philosophen Wittgenstein treu - der sprachlichen Explikation: „Die Vergeblichkeit, den relationalen Prozess zu erfassen, sollte uns sowohl ehrfürchtig als auch demütig machen“ (S. 416). Man kann über das Heilige nicht reden, sondern kann es nur leben. Um mit den Worten Humberto R. Maturanas zu schließen: Unsere „menschliche Existenz ist eine kontinuierliche Transzendenz, nicht im Sinne vom Hinausgehen in einen fremden Raum, sondern im Sinne dieser Dynamik, in welcher unsere Körperlichkeit sich in dem Maße wie unsere Beziehungen verändert und umgekehrt“ (Maturana 1994, S. 170).

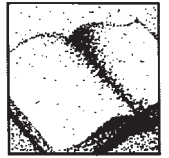
Kenneth J. Gergens Werk muss selbst als eine Praxis gesehen werden, welche uns einen neuen Raum von Beziehungen eröffnet. Abschließend kann ich meinerseits nur empfehlen, sich darauf einzulassen, also sein Buch zu lesen.

Literatur

Esfeld, Michael (2004). Quantum entanglement and a metaphysics of relations. *Studies in the History and Philosophy of Modern Physics.*, 35B, 601-617.

Fuchs, Peter (2010). *Das System SELBST. Eine Studie zur Frage: Wer liebt wen, wenn jemand sagt: „Ich liebe Dich!“?*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Grawe, Klaus (2000). *Psychologische Therapie. 2. korrigierte Auflage.* Göttingen: Hogrefe.



Maturana, Humberto R. (1994). Neurophilosophie. In J. Fedrowitz/D. Matejovski/G. Kaiser (Hrsg.), *Neuroworld* (S.152-174). Frankfurt/Main: Frankfurt/Main.

Merleau-Ponty, Maurice (1974). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter.

Vogd, Werner (2018). *Selbst- und Weltverhältnisse. Leiblichkeit, Polykontextualität und implizite Ethik*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Werner Vogd, Witten

Arist von Schlippe (2022)

Das Karussell der Empörung

Konflikteskalation verstehen und begrenzen

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht



Der Abschied von Illusionen wird wohl nie ein Hobby werden. Mir scheint das so, und doch scheint es mir auch, dass es in Zeiten wie diesen geradezu notwendig ist. Bei so etwas ließe sich leicht das Kind mit dem Bade ausschütten, die globale Dominanz des Kriegerischen als Leitmotiv akzeptieren oder sich mit dem aggressiven Durchwirken gesellschaftlicher Verhältnisse als unumgänglich abfinden – und in

solchem Globalempfinden private Konflikterfahrungen als umso unausweichlicher und trostloser erfahren. Da ist es gut, wenn gerade zur rechten Zeit ein Buch in die Hand kommt, das dem eigenen Bemühen um einen aufgeklärten Umgang mit Konflikten, deren Prämissen, Wirkweisen und möglichen Entschleunigungen den Rücken stärkt. Das neue Buch von Arist von Schlippe, um das es hier geht, tut das auf eine beeindruckend gute Weise.

Auch wenn es ein psychologisches und sozialwissenschaftliches Buch ist, dessen Aufmerksamkeit in erster Linie der parasitären Kraft von Konflikten im engeren Umfeld gilt, in basalen menschlichen Beziehungen, in Arbeitswelt und Familienunternehmen, so ist es doch im weiteren Sinn auch ein politisches Buch. Ein Buch, dem bei aller lokalen Fokussierung die globale Komponente des Themas nicht verloren geht. Es gibt darin immer wieder auch Hinweise auf Konflikte, die „die Welt“ bewegten und es aktuell weiter und wieder tun. Wenn ein dermaßen weites Spektrum aufscheint, könnte das gerade bei dem hier in Frage stehenden Thema ziemlich daneben gehen: Weil es so bedrängend ist und seit Urzeiten ein Brennpunkt menschlicher Not, ist es mit einem Überschuss an Bedeutung aufgeladen. Ein Buch darüber könnte in Parolen erstarren, in Besserwisseri ausarten, womöglich in Resignati-

on ersticken. Alles das geschieht hier nicht. Arist von Schlippe gelingt eine Gratwanderung – eine Gratwanderung zwischen der gewissenhaften Draufschau auf das zerstörerische Potenzial von Empörung und Eskalation einerseits, und andererseits dem geduldrigen Aufzeigen notwendiger Schritte, wie der Sog solcher beziehungserschütternden Entwicklungen eingedämmt werden kann. Das Enthemmende und Enthemmte solcher Prozesse schreckt weiterhin, doch kann darüber so nachgedacht werden, dass wieder Spielraum entsteht. Arist von Schlippe gelingt das in einer Sprache, die sowohl wissenschaftlichen Gepflogenheiten gerecht wird¹ als auch den Verstehenswünschen von Leserinnen und Lesern, die sich nicht im Bereich der Wissenschaften zuhause fühlen. Das Ganze scheint mir den *touch* angelsächsischer Wissenschaftserzählungen auszustrahlen.

Schon lange arbeitet von Schlippe mit dem Bild des Karussells als Leitmotiv², so auch in diesem Buch. Konflikte, so assoziiert das Bild, sind ambivalente Angelegenheiten. Einerseits sind sie einfach, andererseits in sich widersprüchlich. Einfach: es geht immer in eine Richtung, und das im Kreis. Widersprüchlich: man ist dauernd vor einem und nach einem und ist, wenn man das nicht für angemessen hält, beständig im Wettstreit mit Anderen. Und außerdem gibt es Fliehkräfte, und wer sich nicht festhalten kann, droht rauszufliegen. Wer sich auf seine Empörung einlässt, braucht also irgendetwas, woran er oder sie sich halten kann. Von Schlippe lässt ein ganzes Arsenal³ solcher Halte-Hilfen Revue passieren, angefangen von Interpunktionsgewohnheiten, über das Linearisieren von Wechselwirkungen, das Dämonisieren des Anderen, bis hin zum ausgewachsenen „Haustier“, dem „Konflikt als parasitäres Sozialsystem“ (S. 164ff.). Von Schlippe greift an zentralen Stellen dieses Luhmannsche Diktum von der parasitären Kraft von Konflikten auf: sie sind (zumindest prinzipiell) in der Lage, das Wirtschaftswesen⁴ zu kapern und sich aus dessen Infrastruktur fortlaufend zu bedienen und zu reproduzieren. Das ist, im Prinzip, evolutionär validiert, hat sich als erfolgreich erwiesen und stellt insofern etwas dar, mit dem grundsätzlich zu rechnen ist. Arist von Schlippe lässt das als Ausgangspunkt gelten und setzt als Gegenmittel auf Bewusstsein. Was in guter aufklärerischer Tradition bedeutet, sich nicht dem Gegebenen, der Disposition zu unterwerfen, sondern bereit zu sein, deren Prämissen, deren Mechanismen und deren Konsequenzen an sich selbst zu erkunden und im

¹ Auch in den 85 Fußnoten finden sich manche Querverweise und Erläuterungen, die das Lesen lohnen und das weitere Nachdenken anregen.

² Meines Wissens seit 1996: J. Kriz & A. v. Schlippe (1996) Das „Auftragskarussell“. Eine Möglichkeit der Selbstsupervision in systemischer Therapie und Beratung. *System Familie* 9(3):106-110 (im web: <https://www.researchgate.net/publication/242330659>). Der Begriff des Auftragskarussells taucht in seinen weiteren Schriften immer wieder auf. Allerdings spricht er im vorliegenden Buch lieber von einem „Erwartungskarussell“ (S.214 ff.). Dazu im web: <https://www.youtube.com/watch?v=gvpzawEu5bA>

³ Vielleicht passt hier tatsächlich dieser Begriff der „Rüstkammer“, in der die Waffen aufbewahrt werden.

⁴ Je nach bevorzugtem Konzept: die beteiligten Menschen, oder differenz-systemtheoretisch: die entsprechende Affektlogik und die Kommunikation.